

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 23 (1919)

**Buchbesprechung:** Neue Schweizer Lyrik

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„bin ich endlich erlöst,“ sagte er mit tiefer Stimme. „Hundert Jahre habe ich an diesen Ort zurückkommen müssen und habe im Grabe keine Ruhe gefunden. Denn einst ist eine arme Frau zu mir gekommen und hat mich gebeten, für ihr Kind eine Messe zu lesen. Ich habe dies verweigert, weil sie kein Geld bei sich hatte. Da ist sie nach Hause gegangen und hat die letzten sechzig

Rappen, die sie noch hatte, geholt und sie mir übergeben wollen. Ich aber habe zu ihr gesagt und sie dabei ausgelacht: „Geh und schau, ob du einen andern findest, der um dieses Geld eine Messe liest. Und seither muß ich jede Nacht selber jemand suchen, der dies, und zwar ohne Lohn, tut.“

Hedwig Correvon, Bern.

## Neue Schweizer Lyrik.

Walter Dietiker: Gedichte. — Hans Roelli: „Die Ungebundenen“, Verse eines Aufstieges. — Hans Rhyn: Balladen und Lieder.

Es ist ein begrüßenswertes Unternehmen, wenn eine literarische Vereinigung wie die Berner „Inttglogge-Gesellschaft“ junge Dichter, unter ihrem Schutze gleichsam, herausgibt. Man sichert so dem betreffenden Autor von Anfang an eine, wenn auch kleine Lesergemeinde, und gewährt ihm damit eine moralische Rückenstärkung. Wohlwollen und kollegiale Gefühle dürfen indessen doch nicht dazu verleiten, bei der Auswahl der Produktionen, deren Weg an die Öffentlichkeit man befürwortet, allzu nachsichtig zu verfahren. Er mangelt der Verfasser der Selbstkritik, so sollten Wohlmeinende sich nicht scheuen und ihm die Unzulänglichkeiten in seiner Auswahl nennen, wenn anders man nicht, wider Wunsch, dem in unserer Demokratie heimischen Scheldrian in geistigen Dingen Vorschub leisten will.

Solcher Gefahr zu begegnen, scheint es immer wieder angebracht, Lesern wie Schaffenden einige Grundwahrheiten zu wiederholen, wie z. B. die: nicht ihr heimatlicher, familienhafter, religiöser, ethischer, denkerischer, erotischer, politischer Charakter macht eine Wortfüllung zum Gedicht, — und wenn im Gedicht auch eine oder mehrere dieser Färbungen vorwiegen mögen, so bleibt ihre Wirkung für das Ganze doch eine sekundäre. Nicht minder wie bildende Kunst ist das reine und vollkommene Gedicht zunächst und vor allem Schauung und Gestaltung. Diese werden uns, rational geurteilt, durch die Sprache vermittelt — in Wirklichkeit durch eine jener innenwohnende Musicalität (Rhythmus und Melos), eine geistig-sinnliche Gewalt, die an das menschliche Unterbewußtsein röhrt und die Fähigkeit hat, des Lesers Wunsch- und Traumwelt in Bewegung zu setzen.

Nicht jede Versifikation — oder korrekte Erfüllung eines metrischen Schemas — ist als solche schon lebendiges Kunstwerk (Schöpfung). Den Vers muß durchwegs ein innerer, aus der Seelen- und Blutkraft des Dichters herstammender Strom beleben. So mag die freiere — in diesem Sinn lebendige — Form unmittelbarer ergreifen als die gebundenere,

„kunstvollere“. Freilich stellt sich bei den Besten die „freie“ Form nur dann ein, wenn der immanente Rhythmus jede mehr äußere Fesselung sprengt, oder wenn der Ablauf eines seelischen Geschehens so zart und verschwebend sich vollzieht, daß es Verfälschung seines Wesens wäre, wollte man ihn in vorgeschriebene Bahnen zwingen.

Die überlieferten metrischen Schemata aber waren ursprüngliche Erfindungen des Genius, und wenn man ihnen heute auch allzu sehr den antikischen oder gotischen (Sonett) Wesenzug anzumerken glaubt, so spricht es doch nicht gegen sie, wenn die Dichter unserer Zeit sie nur in seltenen Fällen wahrhaft zu durchdringen vermögen, und keineswegs für diese Zeit, daß sie gleichwertige Erfindungen nicht aufzuweisen hat.

Verfasser und Herausgeber der Gedichte von Walter Dietiker\*) scheinen diese paar Einsichten ein wenig vergessen zu haben. Jedenfalls muß man aus der Mehrzahl der Gedichte der kleinen Sammlung schließen: Beide halten bereits das Versagen von etwas Gemütvollem, das Bereiten einer Stimmung, für Dichtung. Hierin irren sie. — Rechnen wir jene Mehrzahl ab, dann bleiben einige Lieder, deren Klang leis an Martin Greif und den früheren Eichendorff gemahnen („Der Sänger“, „Wanderzeit“, „Sommer“, „Die Bekannten“, „Geschenk“, „Stille Nacht“), einige frischen Aquarellen vergleichbare Landschaften und Stadtbilder („Verschneite Stadt“, „Die Stadt am Berg“, „Nach dem Sturm“); es bleiben die menschlich für sich einnehmenden „Sprüche auf einen Dichter“ und die Gedichte „Sterne“ und „Liechte Menschen“ neben Gleichnishaftem und Mythischem wie „Die eitle Stadt“ und „Sternenreigen“. Es bleibt uns der Umriss des Verfassers als der eines Menschen, welcher sich in die Gegebenheit eines ruhigen Daseins fügt, den nicht heftig nach Seelentiefen und Seelenfernen verlangt, der aber dankbar die Sonnenblitze seines Alltags genießt.

Siegfried Lang, Sils-Maria.

\*) Verlegt bei A. Francke, Bern 1919.

Verse eines Aufstieges nennt Hans Roelli seine drei Gedichtbändchen „Ungebundenheit“, „Der Gottsucher“ und „Heimkehr“; gewissermaßen drei Jahrtringe aus den Jahren 1917 bis 1919 (Druck und Verlag der Engadin Presz Co., Samaden und St. Moritz). Und das Bäumchen ist denn auch sichtlich gewachsen, voller geworden dabei. Die bei aller Dunkelheit des Inhalts doch zierlich anmutenden Verse der „Ungebundenheit“, des ersten Teils, sind mir freilich — ich muß es offen zugeben — nicht klar und auch nicht tiefernug, trotzdem sie sehr ernste Themen wie Himmel und Hölle usw. behandeln; ich kann kein rechtes Verhältnis zu ihnen finden. Auf jeden Fall bedeutet meines Erachtens der zweite Teil, der „Gottssucher“, sprachlich und künstlerisch einen merlichen Aufstieg; da ist die Sprache knapper, gesättigter, die Anschauung schlichter und größer, das Ganze besser gegliedert und weit eindringlicher in der Wirkung. Ein Gedicht wie z. B. „Der Berg“ wird man unmöglich übersehen und nicht so bald wieder vergessen können:

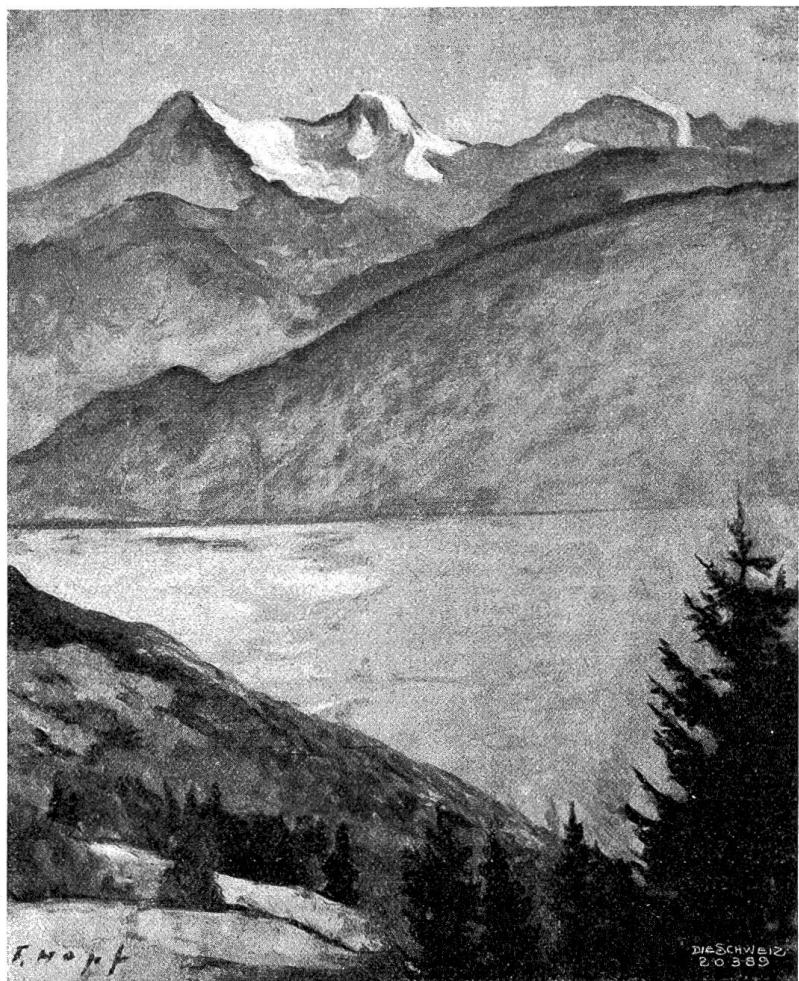
Wir stehen auf dem Berge, der seit Urbeginn  
Mit Felsenpfeilern und mit scharfgesteilten  
Matten

Allein Genießer ist an himmlischem Gewinn  
Und stolz, ein Unbeschatteter, die Bürde Schatten  
In Rüzen, die sich öffnend reiche Täler nennen,  
In Häuserspiele, die sich braun und lustig streuen,  
In Wasser, die an ihren Spiegeln silbern  
brennen

Nach seiner Ordnung schleudert, ohne zu  
gereuen.

Nur jener Ferne, die des Landes bunten Saum,  
Gestreift aus Stille und aus Sturm, in ihren  
Traum

Verwandelt und das blichig zitternde Geäder  
Der Flüsse leise löschet, ist er kein Gebieter  
Und biegt den Gipfelkopf, wie wir die schwachen  
Köpfe



Fred Hopf, Bern.

Herbst auf Beatenberg.

Und wünscht sich Flügel, spiße Boote, rasche  
Räder  
Und ist am Wunsche Sehnender wie die Ge-  
schöpfe  
Und reckt sich, nie Erheller seiner Ferne,  
Den Gott bedräuend in die zarten Sterne.

Nicht in jedem Gedicht wird dieser überzeugende, echt erlebte Ton fühlbar; allzu oft läßt einen der Dichter ungläubig zurück, ob er nun von Sozialisten, Revolutionären oder von Müttern, von Christus usw. spricht; man empfindet vieles als wohlbedachte, weltmännisch schöne große Geste. Prophezeien ist zwar ein blödes Unterfangen; dennoch habe ich gerade bei Roelli, obwohl er ein so virtuoser Verskünstler ist, das unbeugsame Gefühl, daß er sein wahres Wesen, seinen wahren Ausdruck erst einmal in der allerschlichtesten, legendenhaften Einfachheit finden und gestalten wird. Jetzt scheint mir das meiste, sein Bestes noch überragt von schönen und ernsthaft schweren Zierlichkeiten; der „Gottssucher“-Teil, der dichterische Höhepunkt des Bändchens, weiß, wie mich dünt, auf andere,

innigere, volksmäfigere Wege. Ob mich mein Gefühl hier täuscht, oder ob ich richtig ahne, muß uns allerdings erst das fernere Schaffen Hans Rhyns lehren.

Weit weniger problematisch tritt Hans Rhyn in seinen „Balladen und Liedern“ (Verlag H. R. Sauerländer & Co., Narau 1919) auf; vor zwei Jahren sind neun der hier wieder abgedruckten Balladen als vielbeachtete „Schweizer Balladen“ im Verlag Benno Schwabe, Basel, erschienen. Nun hat sich Rhyns Balladensammlung zu einem prächtigen Bändchen entwickelt, das nicht nur äußerlich, sondern mehr noch inhaltlich die größte Freude bereitet. Denn hier ist ein echter Balladendichter am Werke! Man weiß, wie selten diese heute noch zu finden sind. Umso willkommener ist uns dieser von wirklich schweizerischem, altschweizerisch markigem Geist erfüllte Balladsänger. Hans Rhyn ist ein Meister im allerknappsten Ausdruck; und es heißt den Mund nicht allzu voll genommen, wenn man diese Rhynschen Schweizerballaden mit Hodlers wuchtigen Landsknechten vergleicht. Unwillkürlich, wenn man den ehern straffen, urhigen, schwerbeschwingten Rhynthusmus der Rhynschen Verse hört, wenn man die kraftvoll gedrängte und aufs Letzte vereinfachte Gestaltung des Inhaltlichen schaut und wenn man die männliche, allem Süßen, ja allem Anmutigen abholde Herbheit spürt, — unwillkürlich stellen sich Hodlers mächtige Gestalten uns vor Augen, und die Abseitigkeit der Hodlerschen Kunst findet in Rhyns Balladenkunst ein kleineres Spiegelbild.

Die alte Schweizergeschichte ist überaus reich an Balladenstoffen; seien es nun bernische Raubritter oder Reisläufer, seien es todesmutige Eidgenossen auf schweizerischen Schlachtfeldern oder in französischen, päpstlichen oder russischen (napoleonischen) Diensten usw. — Hans Rhyn weiß immer den einzigen richtigen Ton zu treffen, bald schwer klirrend in Waffen- und Todesrhythmen, bald leichter schreitend in fröhlich spielerischer Gangart, bald ruhig erzählend. Die Stimmung weiß er mit großer Kraft zu bannen und festzuhalten. Ein Meisterstück an Bildhaftigkeit und eindrucksvamer Stimmungskraft ist die Ballade

„1812“

Grau der Himmel und die Luft ein grauer See  
Und die Erde weiß, weich und tief der Schnee.  
Dämmernd liegt das Feld, grau und weit, wie  
weit!  
Und vom Himmel tropft graue Einsamkeit.  
Eine Trommel schlummert auf dem weißen  
Samt.  
Ihre Wandlung leuchtet rot und weiß geslammt.

Losgesprengt die Saiten und die Stimme tot.  
Auf dem weißen Felle prangt ein Fleden, rot.  
Frierend hockt ein Rabe, wartet Stund auf  
Stund,  
Und er streckt den Schnabel hungrig in die Rund.  
Und mit scharfem Siebe hackt er in das Fell.  
Heiser wimmert die Trommel, dann ein Schrei  
so grell.  
Wild aufkreischt der Rabe, flatschender Flügel-  
schlag.  
Fern und weit verschlingt ihn grauer Dämmer-  
tag.

Lautlos liegt das Feld, grau und weit, wie weit!  
Und vom Himmel tropft graue Einsamkeit.

Fast körperlich fühlbar wird hier die schau-  
rige Leere des russischen Schlachtfeldes. Solche  
Kraft der Anschauung und ihrer dichterischen  
Vermittlung eignet nur einem echten Künstler.  
Nach diesen meisterlichen Balladen mögen —  
wohl zu Unrecht — die „Lieder“ Hans Rhyns  
etwas abfallend, jedenfalls weit weniger ur-  
sprünglich und kräftig wirken, obwohl auch unter  
dieser Schar wertvolle Stücke leuchten, wie  
etwa „Parzival“, „Gib!“, „Dem scheidenden  
Jahr“ u. a. m. Sie mischen in den ehernen  
Klang der Balladen das Singen weiblicher  
Stimmen. Und mag auch das Schwergewicht  
in der eigenartigen Begabung Rhyns auf Seiten  
der Ballade liegen, so nehmen wir doch das  
ganze Büchlein mit herzhafter Freude entgegen.  
Auf diesen achtzig Seiten lebt fernige Kunst,  
lebt ferniger Schweizergeist; wortkarg und herb  
zwar, aber erdhaft gesund und stark W. Rz.

\* \* \*

Meinrad Lienert: „s Schwäbelpfiffli“.

In letzter Stunde bringt uns die Post den  
3. Band des „Schwäbelpfiffli“ von Meinrad  
Lienert (H. R. Sauerländer Verlag, Narau).  
Eine einlässliche Besprechung wird folgen; hier  
sei nur gesagt, daß auch dieser Band Lieder  
in den Mundarten der Waldstadt Einsiedeln  
und des Überg wieder Zeugnis ablegt von der  
Meisterschaft dieses echten Dialektdichters und  
wahre Perlen volkstümlicher Lyrik enthält, die  
in der Schlichtheit der Sprache, der Unmittel-  
barkeit des Empfindens, der warmen, zum  
Herzen sprechenden Heimatstimmung, und dem  
frischen Humor ihresgleichen suchen. Lienerts  
souveräne Beherrschung der Mundart ist allzu  
bekannt, als daß man sie noch besonders her-  
vorzuheben braucht. Alle Freunde wahrer  
Heimatkunst und vor allem die Besitzer der  
beiden ersten Bände seien hier angelegtlich  
noch vor Weihnachten auf dieses prächtige Buch  
aufmerksam gemacht.

H. M.-B.